

Das zweite Leben [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 13

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666546>

Nutzungsbedingungen

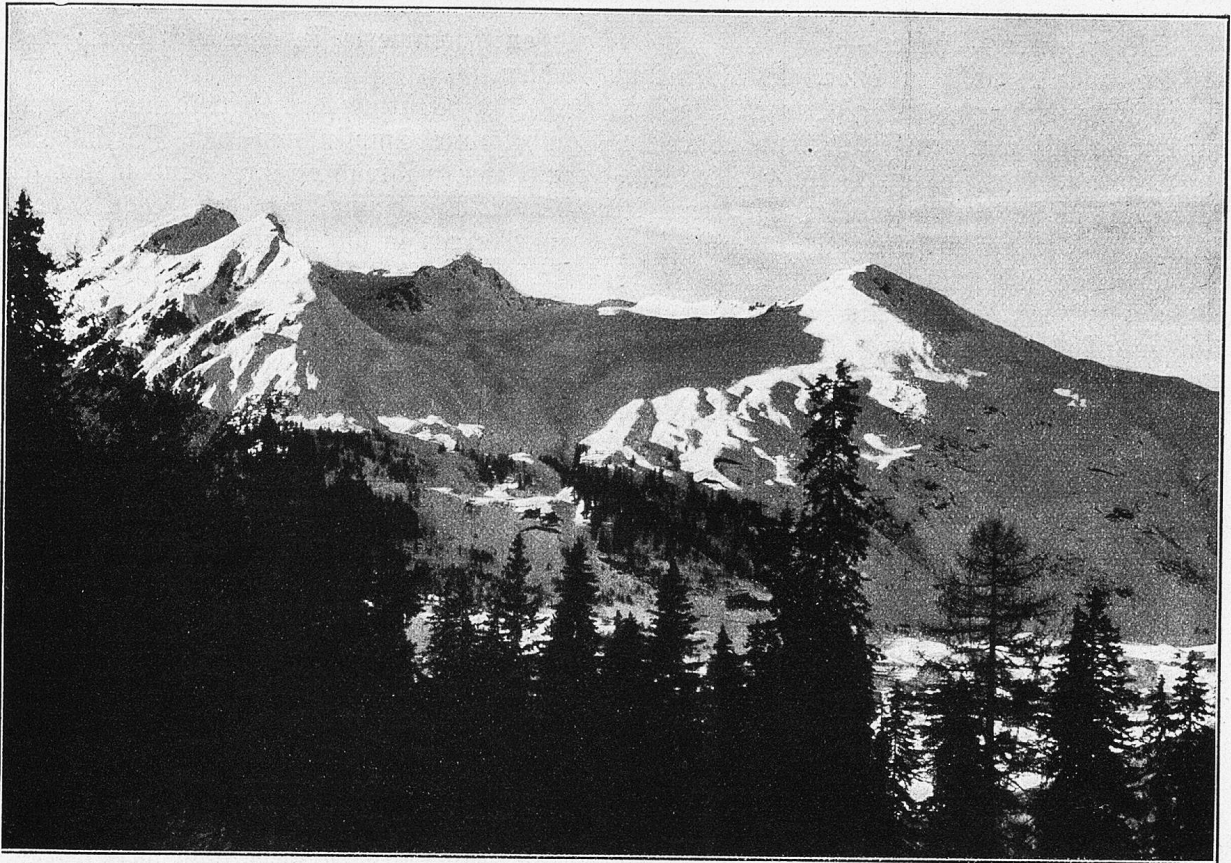
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blick auf die Schiathörner und Dörfliberg.

Phot. G. Meertämper, Davos.

Geschwisterchaft.

Wenn der Wind in Waldeswipfeln rauscht,
Schließ' ich meine Augen, und mein Herzblut lauscht.
Meine Arme heb' ich wie im Traum:
Bin ich Mensch noch? Bin ich selber Baum?

Um die Schläfen weht mir sternenkühl
Heilig-trunknes Ewigkeitsgefühl.
Stimmen hör' ich, heimliches Geflüster:
Ruft ihr mich, geliebte Baumgeschwister?

Heinrich Unacker.

Das zweite Leben

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

Elftes Kapitel.

So wanderten die Gedanken Magnus Im Ebnets, während er nach der durchwachten Nacht wieder vor seiner Maschine saß und mechanisch die Finger nach den Tastern springen ließ: Nun durfte er sicher sein, daß die Lucretia die Sache mit dem Paul überwand. Durfte er? Die erste Verzweiflung war gestillt. Aber wenn die Leiden des Muttertums für das Mädchen kamen, die Erkenntnis der Schande,

der Spott der Leute? Er mußte sehen, daß er das arme Ding fortbrachte, irgendwohin, aus den Augen derer, die sie kannten. Er mußte ihr helfen.

Auf einmal griff er beim Schreiben, was ihm selten vorkam, daneben. Dann hielt er einen Augenblick inne und starrte auf die Handschrift, die vor ihm lag und die er vervielfältigen sollte. Er sah keinen einzigen Buchstaben. Er grübelte.

Wie, wenn er — selber —

Er dachte es nicht zu Ende. Es schien ihm so unsinnig, daß er es völlig verwarf. Rascher, mit einem fast zornigen Fleiß tippte er weiter.

Aber nun klang es im Geklapper der Maschine, als ob sie zu ihm spräche: Wie, wenn du selber? Wie, wenn du selber?

Er lachte sich aus: Was fällt dir ein? Glaubst du, daß die Lukretia so etwas wollte? Du und das junge Ding? Was würden die Leute sagen? Die Schwester Elise? Die — die Berta? Was hast du für Gedanken, Magnus?

Bis zum Abend, an dem die Lukretia zu ihm kommen wollte, hatte er einen Entschluß gefaßt. Er wollte dem Mädchen vorschlagen, daß sie irgendwohin aufs Land zu rechtschaffenen Leuten gehen, dort ihre Stunde abwarten und dann an einem neuen Ort Beschäftigung suchen sollte. Er wollte für alles aufkommen. Sie sollte keine Sorgen haben.

Am Abend war er noch nicht lange heimgekehrt, als die Lukretia blank anklopfte. Sie war noch viel erregter als am Vortage. „Ich habe die Nacht geschlafen und den Tag gearbeitet,“ erzählte sie, „aber wie, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin wie in einem Taumel. Wenn Sie nicht wären, lebte ich nicht mehr.“

Sie zitterte am ganzen Leibe.

Er hieß sie sich setzen, und sie nahmen beide an seinem rohtannenen Tisch, über den eine alte Decke gebreitet war, Platz. Wieder sprach er ihr zu und setzte ihr seinen Plan auseinander.

„Was nützt das alles?“ klagte sie. „Ohne den Paul gilt mir das Leben nichts. Was soll mich das noch kümmern?“

Er begann wieder da, wo er am Vorabend aufgehört hatte. Er tröstete sie wie ein Vater sein verlorenes Kind, sprach ihr von dem kleinen Gut, das er kaufen wollte, malte ihr alles aus, und wie sie, wenn erst ihre schwere Zeit vorüber sei, ihm wohl die Haushaltung führen könnte.

Sie hörte scheinbar nicht, was er sprach. In sich zusammengesunken, saß sie da und stieß manchmal ein paar Worte heraus. „Es ist vorbei mit mir. — Jetzt — habe ich Angst vor mir selber. Ich werde schlecht sein. Ich —“

Er nahm ihre runde braune Hand und rückte ihr ein wenig näher.

„Fühlst du nicht, daß ich es gut mir dir meine und dir helfen möchte?“ fragte er.

„Wie werden die Menschen mit den Fingern auf mich zeigen und kein gutes Haar an mir

lassen!“ jammerte sie, ohne auf seine Frage zu achten.

Ihn bestürmte das Mitleid, und eine neue, unbekannte Empfindung von Zärtlichkeit ergriff ihn, während er ihre Hand in der seinen spürte. Auf einmal war der Gedanke, der ihn am Morgen so jäh überfallen hatte, wieder da. Er benahm ihm den Atem. Er sprang ihm als Wort auf die Lippen: „Ich weiß einen Ausweg, daß du nicht in Schande fällst. Laß mich — du brauchst einen Vater für dein Kind. Willst du — —“

Sie verstand ihn, trotzdem er ganz verwirrt und hilflos war. Beinahe wäre ihre Leichtfertigkeit erwacht und hätte sie laut aufgelacht. Aber sie sah, wie ernst er es meinte. Sie erkannte seine Güte. Wieder faßte sie mit beiden Händen nach seiner Rechten, streichelte sie verloren und sagte: „Sie guter, guter Mensch!“

Das entzündete seinen Eifer. Er sprach zu ihr: „Vielleicht gelingt es mir, dich den Paul vergessen zu machen. Du sollst es gut haben. Du wirst einsehen lernen, daß er nicht gegen dich war, wie er hätte sein sollen, daß er vielleicht deiner großen Liebe nicht wert war.“

Unter diesen Worten war er zu ihr gegangen und hatte die Arme um sie gelegt.

Sie aber war so verloren, daß sie unwillkürlich dem Schutz sich hingab, der sich ihr auftrat. Und dann antwortete ihre Natur, die etwas von der Schmeichelsucht der Rake hatte, auf seine Zärtlichkeit. Es gefiel ihr selbst im Augenblick ihrer Verzweiflung, daß da wieder einer ihr schöntat.

„Was — denken Sie?“ stammelte sie.

In ihren zu ihm erhobenen Augen funkelte etwas, was ihm die Klarheit der Gedanken nahm. Er sprach heftiger: „Was kümmern uns die Menschen! Ich will dich so halten, daß niemand dir mehr etwas antun kann, und auch gegen dich selber will ich dir helfen. Warte nur, du sollst eine brave, gute Frau werden.“

Er begeisterte sich an seinen eigenen Worten. Er glaubte alles, was er sprach. Und irgend etwas Neues, nie Dagewesenes zwang ihn, so zu sprechen.

Sie sagte nicht nein, nicht ja. Eine Weile beugte sie sich von ihm hinweg und staunte ins Leere.

Plötzlich küßte sie ihn auf die Wange. Dann sprang sie auf und schaute zum Fenster hinaus. Und dann drehte sie sich wieder um und sah abermals ganz selbstverloren in die Stube.

Er war über und über errötet, als ihre Lippen ihn berührt hatten. Dann befiel ihn Angst, sie möchte am Ende aus Dankbarkeit einen vor-
eiligen Entschluß fassen.

„Du sollst mir jetzt nicht antworten,“ sagte er schwer atmend. „Du mußt dir alles recht überlegen.“

Das war ihr willkommen; denn je mehr ihre anfängliche Überraschung sich legte, um so mehr Bedenken stiegen ihr auf.

Die Unterredung endete in einer seltsamen Stimmung. Beide fühlten sich unfrei.

Aber als Lukretia sich entfernte, ergriff sie doch noch einmal mit beiden Händen Magnus' Rechte. „Ich habe wieder mehr Mut,“ sagte sie.

Die kleine, schlimme und haltlose Lukretia blank kämpfte dann einige Wochen lang mit sich selber. Sie kam in dieser Zeit zur völligen Erkenntnis des Bruches zwischen dem Mechaniker und ihr. Renner hatte ihr Geld geschickt und sie es ihm ohne ein Wort zurückgesandt. Sie weinte noch um ihn, aber der Groll gegen ihn trocknete mehr und mehr ihre Tränen. Sie vermied die vielen Laffen und Gesen, die ihr nachstrichen, so gut es ging, ließ ein paar von ihnen mit einer heftigen Zurechtweisung abfahren und blieb in ihren Freistunden auf ihrer Stube. Auch Magnus Im Ebnet suchte sie selten auf. Er ließ sie gewähren, ließ ihr Zeit.

Bald überfielen sie indessen kleine Leiden ihrer Mutterschaft und drückten ihren Mut nieder. Sie dachte zum erstenmal ernstlich über sich selbst und alles, was ihr bevorstand, nach. Immer einsamer und hilfloser kam sie sich vor; und in demselben Maße wuchsen ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit gegen Im Ebnet. Der Gedanke, seine Frau zu werden, erschien ihr eines Tages nicht mehr so befremdlich. Sie begann sich ihn auszumalen, und es befiel sie eine Art Freude an seiner Verwirklichung, die sich nach und nach in gute Vorsätze, ein neues Leben zu beginnen, verwandelte. Das war wiederum etwas so Neues, daß es ihre Seele entflamnte.

So kam es, daß sie End' aller Ende zu Magnus Im Ebnet ging und mit der Scheu des Mädchens, das dem Manne sich gibt, aber mit einer gerührten Innigkeit ihn bat, sein Wort wirklich an ihr zu erfüllen.

Magnus war inzwischen seiner Arbeit nachgegangen. In ihm hatte keinerlei Unruhe des Wartens Platz gegriffen. So wenig Hoffnung und so wenig Ehrgeiz besaß er.

Er dachte viel an die Menschen, die zu ihm gehörten in dieser Zeit, dachte an Lukretia mit jener Wärme und jener väterlichen Liebe, die sie zum Hauptinhalt seines Lebens machten, dachte aber auch an die herbe, blonde Berta und überlegte, was sie sagen würde, wenn seine Verbindung mit Lukretia, an deren Verwirklichung er eigentlich nicht glaubte, Tatsache werden würde. Dabei kam ihm nie etwa der Gedanke, daß er sich, indem er seine kleine Taube zu sich nahm, den Weg zur anderen, begehrenswerteren völlig verlegte, schien ihm doch dort überhaupt kein Weg zu sein. Aber er hatte in sich das Verlangen und den Entschluß, an das Mädchen, an das er mit stiller, feierlicher Verehrung dachte, zu schreiben und ihr die Beweggründe seines Schrittes auseinanderzusetzen, wenn dieser je wirklich getan werden würde. Der Gedanke, daß sie ihn nicht verstanden, vielleicht ihn mißachtet hätte, wäre ihm unerträglich gewesen. Er dachte auch an seine Schwester Elise. Und das war es, was ihm am meisten Zweifel und Beflemmungen brachte. Elise, das wußte er, würde ihn schelten. Vielleicht sogar würde sie nichts mehr von ihm wissen wollen. Nun denken zu müssen, daß er zu ihrer einen großen Enttäuschung eine neue fügte, quälte ihn. Aber das Gefühl, daß er auf der anderen Seite vielleicht einen Menschen rettete, war stärker und half ihm dann, was ihm von Elisen kommen sollte, ruhig entgegenzusehen.

Als nun Lukretia kam und sagte: „Nehmen Sie mich, wenn Sie mich so wert halten, daß Sie das an mir tun wollen,“ da tat er seine Arme auf und hielt sie fest an sich.

Sie küßten einander nicht. Sie waren wie Vater und Kind. Eine so heftige Wallung ergriff aber Magnus' Inneres, daß, von dem Wogen seiner Brust befremdet, Lukretia furchtsam zu ihm aufschaute. Die Empfindung, daß ein anderer Mensch bereit war, sein Geschick mit dem eines Einsamen und Verstoßenen wie er zu verbinden, überwältigte ihn. Eine neue Jugend- und Lebenskraft erwachte in ihm. Er preßte Lukretias kindlich schlanken Körper fester und fester an sich. Er drückte ihre Hände und streichelte ihre Wangen.

„Du sollst es nie bereuen,“ sagte er, und wieder, als ob er keine anderen Worte finde: „Nie sollst du es bereuen.“

Durch das stürmische Wesen befremdet, löste sie sich leise aus seiner Umarmung. Aber er wunderte sich darob nicht.

Sie begannen dann ernstlich zu besprechen, wie alles werden sollte. „Hier bleiben wir nicht,“ bestätigte Magnus seinen früheren Vorschlag. Dann sprach er weiter von seinem Lieblingsplane, aufs Land zu ziehen, und machte so viele Vorschläge, gab ihr so verlockende kleine Zukunftsbilderungen, daß ihre Munterkeit erwachte. Sie half ihm weidlich Luftschlöffer bauen. Trotzdem sie aber sogar schon von der Hochzeit redeten, gab Lukretia Magnus das Du noch nicht, und als sie schieden, hatte sich äußerlich ihr Verhältnis zueinander kaum verändert.

Lukretia fuhr dann fort, ihre Stelle zu versehen, und tat das mit einer größeren Zufriedenheit und einem vermehrten Ernste. Die Sonntage fanden sie beisammen.

Magnus war so geschäftig, wie er seit seiner Jugendzeit nie gewesen war. Voraussehend, daß sein, des alternden Mannes, Verspruch mit der jungen, fahrigen Lukretia alle Lästerzungen in Bewegung setzen werde, unterrichtete er selbst seine wenigen Bekannten gleich am ersten Tage von der Sache und ließ auch den Hausgenossen gegenüber keinen Zweifel über seine Absichten.

Das Schwatzen und Lästern begann. Die Verlobten entrannen weder der offenen Verspottung noch allerhand sonstigen Unfreundlichkeiten der lieben Mitmenschen.

Magnus aber förderte mit Entschlossenheit alles für ihre Verbindung Nötige. Er gab seine Beschäftigung in der Schreibstube auf. Pfarrer Ott, seinem alten Freund und Anstaltsgeistlichen, schrieb er zuerst von seinem Entschluß. Er setzte ihm seine Gründe auseinander und hatte die Genugtuung, eine Antwort zu bekommen, in welcher der gütige und menschenkundige Mann, indem er ihm versprach, selbst die Trauung zu vollziehen, die schönen Worte fand: „Ich habe Euch als einen Menschen kennen gelernt, der in einer schweren Lehre zu einem Lebensmeister geworden ist. So werdet Ihr jetzt den Weg gefunden haben, der Euch einen späten Frieden und einem anderen Menschenkind eine Heimat bringen wird.“

Was er dem Pfarrer geschrieben und gebeichtet hatte, das tat Magnus auch der Schwester dar. Er hatte die Unruhe, die ihn nach Abgang seines Briefes und in Erwartung der Antwort befiel, zwei Wochen zu tragen.

Dann kam ein harter Bescheid: „Du bist Dein eigener Herr. Wenn Du, auf den die Leute schon immer mit Fingern gewiesen, dich vol-

lends zu ihrem Gespött machen willst, so mußt Du das nach Deinem Belieben tun. Nur bitte ich Dich, mich in Zukunft außerhalb Deines Weges zu lassen. Wir haben gesehen, daß es zusammen nicht geht, so mag jedes sehen, daß es allein fertig wird. Wenn ich aber vielleicht gelernt hätte, besser von Dir zu denken, so weiß ich jetzt, daß du entweder ein Narr oder ein gänzlich Verlorener bist.“

Magnus' im Ebnetz unsichere Finger zitterten sehr, als er diesen Brief beiseite legte, allein der Schmerz, der ihm in die Seele drang, vermochte ihn in seinem Entschluß nicht wankend zu machen.

Und bald gab eine ihm recht, deren Urteil ihm mehr als das jeder anderen bedeutete.

Er hatte seine Mitteilung an Berta mit den Sätzen begleitet: „Ich bin nicht jung und nicht frei genug, um in der Welt wirken zu können. Nun aber meine ich etwas gefunden zu haben, was zu tun gut und schön und der Hingabe eines Lebensrestes wohl wert ist.“

Und zum Schlusse hatte er dem Mädchen gesagt: „Sie wissen, daß Ihr Wort mir ein Freundeswort ist, das schwer wiegt. Ich erwarte es ruhigen Gewissens und doch mit zaghafter Ungeduld, weil ich nicht viele habe, die mir einen Glückwunsch mitgeben werden.“

Da kam nun nach einigen Tagen dieser Glückwunsch und rührte ihm zuerst so seltsam ans Herz, daß er einen Augenblick etwas wie Reue empfand, eine unbewußte Reue, als sei er auf einem Irrwege.

„Sie sind,“ schrieb die Berta, „mir immer als so wahr erschienen, daß ich keinen Augenblick an der Lauterkeit Ihres Entschlusses zweifle. Ich möchte sagen, daß jedes Mädchen, das Sie in Ihre Obhut nehmen, sich dessen dankbar freuen darf. Und so will ich nur hoffen, daß Ihnen vergolten wird, was Sie im besten Willen und mit großer Herzensgüte begonnen haben.“

Irgendwie klang zwischen den Zeilen eine leise Wehmut mit, indem sie, am Ende dieses Briefes von ihrem Leben berichtend, klagte, daß die Tage unendlich gleichförmig verstrichen und nicht immer erfüllten, was man von ihnen erhoffte.

Je mehr indessen Magnus über den Brief nachdachte, desto mehr beruhigte und beglückte er ihn und ließ in ihm nur den reinen, schönen Eindruck von Bertas Zustimmung und die Gewißheit, daß er ihre gute Meinung und Freund-

schaft nicht verloren habe. Er setzte seine Vorbereitungen mit noch freudigerem Eifer fort und vergaß über ihnen und all dem Neuen, was sich ihm autat, alle Unbill, beinahe sogar den Groll der Schwester. Der Berta gedachte er mit einer feierlichen Dankbarkeit.

Er gab sich große Mühe, die Eltern Lukretias ausfindig zu machen. Er wußte, daß es ihm vielleicht Unlieblichkeiten brachte, wenn er sie fand, und daß er auf die Verwandtschaft nicht stolz sein konnte; auch wollte Lukretia nichts davon wissen, daß er mit den von ihr Verleugneten und Vergessenen anbinde, allein er ließ sich von dem nicht abbringen, was ihm Pflicht schien. Es gelang ihm indessen nicht, irgendeine Spur der Landstreicher zu finden. Vielleicht waren sie ins Ausland gezogen, vielleicht im Elend verkommen.

„Mögen sie nie mehr den Rückweg finden,“ sagte Lukretia mit gerunzelter Stirn.

Auch Lukretia Blank kam aber in eine Art Eifer. Was gab es doch für Dinge, die ihr eitles Mädchenherz erfreuten! Magnus kaufte mit ihr die Aussteuer ein, Linnen und Möbelstücke, Küchengeräte und Kleidergerüst. Nichts, was unnötig oder über seine Verhältnisse kostbar war, erstand er, aber alles war neu und sauber und behaglich. Es kam vor, daß Lukretias Augen nach irgendeinem Firlefanz oder nach einem kostspieligen Ausbund funkelten, allein solchen Gelüsten gab Magnus nicht nach. Er kaufte mit einer freudigen Güte, aber auch mit einem fast strengen Ernst ein. Unmerklich brachte er Lukretia dazu, sich einfacher und weniger auf den Schein zu kleiden. Schürzen erstand er in großer Anzahl, bunte Bänder ließ er liegen. Lukretia ordnete sich ihm unter, ohne, wie vielleicht zu erwarten stand, in Bedenken zu verfallen. Sie sah mit einer scheuen Achtung zu ihm auf; sie war klug genug, sein ehrliches Wohlmeinen von dem Schöntun anderer zu unterscheiden, und die Erkenntnis, daß er für sie vielleicht die einzige Zuflucht war, machte sie kleinlaut und bescheiden.

In dieser Zeit erwarb Magnus im Ebnet das kleine Gut „Bächli“ auf einer inneralpenländischen Hochebene, wo die Dörfer weit auseinander standen, eine Pilgerstraße zwar vorüber führte, aber die Welt doch einsam und hell und von nicht allzu hohen Bergen umschlossen war.

Und an einem Frühlingstage standen im Kirchlein des Dorfes Altlingen, zu dem im Ebnet's Gut gehörte, er und die Lukretia Blank

vor dem Altar; und der steife, lange, feierliche und doch warmherzige Pfarrer Ott gab sie mit einer schlichten Rede und vor einer geringen Zuschauerschar zusammen. Kein Mahl noch sonstiges Festwesen folgte dem Akt in der Kirche, aber in ihren sonntäglichen Kleidern begaben sie sich mit dem Seelforger nach ihrem Hause hinüber; und die Glocken, die sie aus der Kirche hinausläuteten, gaben ihnen durch den blauen, warmen Tag das Geleit.

Das Haus, das nur ein Häuschen war, stand allein. Das zerstreute Dorf versteckte sich drüben in einer Talmulde. Das „Bächli“ war ein braundunkler Holzbau mit einem gemauerten Unterteil und weißgemalten Fensterrahmen. Ein paar Obstbäume umstanden es wie altväterische, nicht allzu stramme Soldaten, es aber blickte mit blühsauberen Fenstern, unter denen schon jetzt viel blühendes Blumenzeug hing, nach Osten und Westen, nach Norden und Süden. Es konnte die Fußwanderer, die niemals, und die gelbe Postkutsche, die einmal täglich an einem Ende der Ebene auftauchten, herauf sich bewegen, vorüberkommen und jenseits verschwinden sehen und achten, wie die Wolken hinter den Bergen weit herum ihr Spiel trieben. Die Glocken der Kühe und Ziegen, die an den grünen, wenig bewaldeten Hängen rings weideten, umfingen es mit Hunderten von lauten und leisen Tönen. Freilich machten auch etwa die Winde und der weiße Staub dem Hause einen Besuch, aber sie waren keine schlimmen Gäste, und zumeist stieg der Rauch schlank und gerade aus dem Steinkamin mit dem Schieferplattendeckel.

Das Wiesland, das im Gebieth das Haus umgab, leuchtete zum Einzug des neuen Paares wie köstlich weicher, glänzender Samt. Der Bach aber, der dem Gut den Namen gab, warf manchmal einen kleinen Wasserspritzer über sein Grasbett hinaus.

Auf dem Tisch in der niederen Stube standen ein Trunk und kalter Imbiß bereit. Da ließen sich die Neuvermählten mit ihrem Freund und Pfarrer nieder. Dieser konnte das wohlmeinende Predigen nicht ganz lassen und sprach ihnen auch jetzt noch zu. Wie schön sie es hätten! Daß keine Nachbarn ihren Frieden störten, daß sie ihn daher um so mehr noch unter sich selber hüten sollten, und was dergleichen freundliche Sätzlein mehr waren.

Die Gatten waren schweigsam. Magnus,

der Haus und Hof besser kannte als die junge Frau, ging ab und zu, jetzt um frisches Trinkwasser, jetzt um einen zweiten Teller für den Pfarrer. Lukretia machte wohl Miene, ihm Hand zu leihen; allein sie war im Heim noch zu fremd. So saß sie verlegen und ein wenig verloren da.

Dennoch war eine gute Stimmung. Die Sonne schien gar heiter durch die vielen Fenster, und die kleinen Vorhänge davor sahen in dem hellen Lichte ebenso schmuck und sauber aus wie der neue weißtannene Tisch und die Wandstiche.

Nach der Mahlzeit saß man ein Weilchen auf der Bank, die an einen Nußbaum vor dem Hause gezimmert war. Man pries die Schönheit der Landschaft und des Tages und sprach von Zukunft und Außenwelt.

Zulezt gaben die Gatten dem Geistlichen das Geleit über die lange weiße Straße und zwischen den Matten hindurch bis dort, wo jene sich dem Tale und der nächsten Bahnstation zuwenkte.

Und auf einmal fanden sich Magnus und Lukretia allein. Wie merkwürdig das war! Bisher hatten alle die Erwartungen, Vorbereitungen und Ereignisse sie nicht zu sich selbst kommen lassen. Wochen waren über sie hingegangen. Das Leben hatte sie umbraust. Und nun war der letzte Außenzeuge von ihnen gegangen, und sie waren allein. Sie schritten Seite an Seite. „Viel Glück noch einmal,“ hatte der Geistliche gesagt. Magnus spürte noch den Druck seiner Hand. Er sprach zunächst von ihm, welcher ein wohlmeinender Mann er sei. Dann schwieg auch diese Erinnerung. Blicke und Gedanken mußten sich dem Orte zuwenden, der sie dort am Ende der Straße erwartete. Seltsam! Seltsam! Sie waren Mann und Frau. Sie hatten sich darauf vorbereitet, gewundert, wie es sein würde, und beschlossen, daß es sein müßte. Aber nun es Tatsache war, erschien es ihnen als etwas so Fremdes.

Sie saßen sich nicht bei den Händen. Ein Stück voneinander ab, schritten sie dahin, und ihre Herzen klopften.

Magnus sagte: „Es ist doch schön, unser Häuschen dort drüben, gelt?“

Lukretia blickte auf. Ihre Augen leuchteten ein wenig, und sie sagte: „Sehr schön.“

Aber dann verfiel sie gleich wieder in Schweigen.

Sie erreichten das Gut, traten durch die Tür

und standen wieder in der Wohnstube, wo die Reste der Mahlzeit sich noch auf dem Tisch befanden.

„Nun laß Du aber mich abräumen,“ sagte Lukretia, und das Du ging ihr selbst jetzt noch nur stockend von den Lippen. „Vorhin habe ich dich alles allein tun lassen.“

Magnus hing seinen Hut an einen Nagel.

Noch immer lag die Sonne im Zimmer, doch war ihr Schein jetzt lauterer und kühler als vorher.

Lukretia wollte mit dem Geschirr an Magnus vorübergehen. Da packte es ihn plötzlich mit großer Macht: da stehst du nun auf eigenem Grund und Boden. Keine Mißachtung und kein Spott umschleichen dich. Und das junge Wesen da will bei dir bleiben. Er streckte die Arme aus. Er umfaßte die Lukretia und küßte sie auf den Mund.

Er jagte: „Nun soll alles gut werden.“

Sie wurde rot und machte sich ein wenig hastig los. Aber es war eine neue Brücke zwischen ihnen.

Zwölftes Kapitel.

Magnus Im Ebnet war ein sehr glücklicher Mann. Eine Reihe wolkenloser Tage begleitete den Anfang seines Ehelebens. Und an jedem Tage, den er neu begann, atmete er tief auf und dachte: Gott, wie ist das Leben schön! Die Gegend mit den unabsehbar weiten Hochwiesen, den Hügeln im Westen, den Hügeln im Osten. Das viele Grün und drüben der weite, schimmernde Himmel. Und der kühle Wind. Und die wandernden Herdenglocken. Die Obstbäume vor dem Hause. Ei, und die traulichen Stuben! In den Stuben aber und im Hause — und neben ihm jeden Tag, jede Stunde das junge, schöne Geschöpf, die Lukretia.

Er sah Lukretia hier anders, als er sie in der Stadt gesehen hatte. Sie war auch anders. Sie trug keine Brunnfähnchen mehr wie früher, sondern ein einfaches Gewand und gutes Schuhwerk. Die Hausschürze und die einfache Zopffrisur, die sie statt des wilden früheren Haaraufbaus machte, brachten ihre Gestalt nicht um ihre Zierlichkeit, noch ihr schmales Gesicht um seine Zartheit. Sie war freilich in den ersten Tagen gar verwirrt und von Gedanken und hatte etwas von einem eingefangenen Vogel, der bald ängstlich flattert, bald trübselig in einer Käfigecke sitzt. Es war auch gut, daß der Himmel sie und ihr Haus gerade mit so hei-

terem Gesicht ansah, und besser, daß sie Magnus hatte. Aber sie hatte auch eine Ernsthaftigkeit an sich, die ihr sonst fremd gewesen.

Am Morgen war Magnus längst aufgestanden, wenn Lucretia sich erhob. Aber er zeigte ihr kein mürrisches Gesicht, sondern wies sie nur etwa auf die Hügel hin, auf denen das Frühlicht lag, und sagte: „Das mußt du einmal sehen, wenn die Sonne erst im Kommen ist.“ Dann begann er mit ihr das Tagwerk. Jetzt führte er sie in die Küche, wo das Holz schon im Herde lag. Zusammen machten sie Feuer, zusammen bereiteten sie das Frühstück, das sie darauf gemeinsam verzehrten. Wenn Magnus in den Garten hinaus mußte, meinte er, daß nun wohl im Hause das und jenes zu ordnen sei. Und unterm Graben, das er in einem Beete tat, rief er etwa zu einem Fenster herein: „Was meinst du, Lucretia, vielleicht ließen sich jetzt die Kartoffeln zum Mittag schälen.“ Spielend und von selber kam es, wie er die junge Frau an ihre Pflichten brachte. Er hegte sie nicht. Er war nie verdrossen. Manches tat er selbst vor ihren Augen, damit sie das nächste Mal wisse, daß sie es zu tun habe. Er gab ihr Beschäftigung, ohne sie zu ermüden, ihre Gedanken von unnützen Wanderungen in die Vergangenheit ablenkend. Am Feierabend hieß er sie sich mit einem Näh- oder Strickzeug neben ihn setzen, während er zeichnete oder schnitzte. Dabei erzählte er ihr vom Wesen seiner Kunstfertigkeit, von den Ausichten des Gartens oder den hundert neuen Dingen, die sie von ihren Fenstern aus sahen. Zur Nacht aber, nachdem sie die letzte Mahlzeit eingenommen und gemeinsam noch die Aufräumarbeiten getan, sprach er immer sein gütiges: „Nun wirst du müde sein, Kind.“ Er gab ihr die Hand, er strich ihr über den Scheitel. Dann hieß er sie vorauf in die gemeinsame Kammer gehen und kam erst viel später, sich mit sorglichen Schritten einschleichend und niederlegend, um sie ja nicht zu stören.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Lucretia in der Wärme seiner Obhut heimisch wurde. Hatte die Stille und Weltabgeschiedenheit des Hauses sie anfänglich bedrückt, hatte sie auch oft jäh ihren Entschluß bereut, plötzliche Lust empfunden, zu entlaufen, und nachts verstohlen in ihre Kissen geweint, die Finger in ihre Rinnen gekrallt und aus blutender Seele heimlich noch nach dem verlorenen Liebhaber geschrien, so weckten Magnus' Güte und Rücksicht alle jene

guten Vorsätze wieder in ihr, die sie zu ihrem Entschluß, ihm zu folgen, überhaupt gebracht hatten. Sie zeigte Geschick, das zu tun, was er sie lehrte oder von ihr als Hausfrau erwartete, und Dankbarkeit und ehrfürchtige Scheu leuchteten ihr manchmal aus den Augen. Freilich war diese zumeist mit einer gewissen Angftlichkeit gepaart, als ob sie sich selbst nicht völlig traute und zuweilen Gedanken hegte, die ihr Gewissen leise beschwerten.

Wochen gingen dahin. Der Sommer blieb sich selber treu. Wenn er auch einmal einen tüchtigen Regen über das Haus zum „Bächli“ schüttete, so schien das nur getan, um das Gartenzeug üppiger und die Wiese noch grüner zu machen. Sonst war er eitel Pracht.

Für Lucretia kamen indessen Leidestage. Sie fühlte sich selten wohl, mußte viel liegen und war oft niedergeschlagen. Die Angst vor dem, was ihr bevorstand, befiel sie und machte sie kleinlaut, stärkte aber auch ihr Bedürfnis nach einem Freunde und einer Stütze, so daß sie sich noch mehr an ihren Mann klammerte, ja seiner Gegenwart allgemach so bedurfte, daß sie ihm wie ein Käzlein nachlief, wenn er einmal nicht in der Nähe war.

Den Leuten des Dorfes, zu dem sie gehörten, und noch mehr all denen, die an ihrem Hause vorbeizogen, blieben Magnus und Lucretia fast völlig fremd. Man kümmerte sich nicht um sie, oder wenigstens bekamen sie nicht zu hören, was die Neugier oder die Lästersucht die von Alttingen oder andere von ihnen reden ließ. Zu kleinen Einkäufen begaben sie sich wohl ins Dorf hinüber, gingen auch an einzelnen Sonntagen dort zur Kirche, verweilten aber nie lange und kamen zu niemand in nähere Beziehung.

Magnus ließ die weise Frau des Ortleins kommen. Die redete ihnen mächtig zu, daß sie sich auf das kleine Wesen freuen und es als einen Segen nehmen sollten, rühmte auch, daß es immer gut sei, wenn solch ein Kindlein eine blutjunge Mutter, die es lang zu betreuen, und einen gesezten Vater habe, der mit seiner Erfahrung es schon gleich zu Anfang wie in einer guten Schule empfangen könne. Sie ließ bei ihrem Weggang so etwas wie neue, frische Luft im Hause zurück. Und Magnus und Lucretia saßen nachher in der Wohnstube und lächelten einander an. Die Lampe war angezündet und machte den sauberen Raum mit ihrem rotwarmen Schein traulicher noch als am Tage. Durch ein offenes Fenster quoll Sommernacht-

kühle und schauten ein paar ferne, ruhige Sterne. Die Gatten hatten ihre Plätze voneinander entfernt; Lucretia nähte auf der Bank an einem Kleidchen für ihr Kind, Magnus saß am Tisch und hatte das Wochenblatt vor sich.

„Die macht einem aber Mut,“ sagte Lucretia.

„Siehst du? Sei nur getrost,“ mahnte Magnus, denn er sah wohl, daß hinter ihren Worten immer noch Angst lag. Dann kam er hinter seinem Tisch hervor und setzte sich an Lucretias Seite.

Auf einmal träufelten Tränen auf ihre Hände.

„Nicht weinen,“ tröstete er und legte den Arm um sie.

„Schilt nicht!“ bat sie und schluchzte.

In einer Stubenecke stand ein korbähnlicher Wagen mit Holzrädern und einem Dach aus buntem Stoff.

„Stelle dir vor, wie schön es sein wird, wenn das Kleine dort schläft,“ sagte Magnus.

„Kannst du dich denn freuen?“ fragte sie zweifelnd.

Und er antwortete: „Es wird ein Stück von dir sein, kleine Taube. Wie sollte ich mich nicht freuen!“

„Ja du,“ antwortete Lucretia, „du guter, guter Mensch!“ Und sie schlang die Arme um seinen Hals.

War es die Abendstunde oder ihre größere Hingebung, in Magnus regten sich Empfindungen, die bisher geschwiegen hatten. Er zitterte von Erregungen, die durch viele Jahre langes Zellenleben in ihm ertötet gewesen waren.

„Weißt du, wie lieb ich dich habe?“ sagte er zu Lucretia.

Von diesem Abend an waren sie nicht mehr nur dem Namen nach Eheleute.

Magnus kam in eine neue Jugend. Er war wie ein Baum, den Frühlingsfäste durchschließen. Wohl mochten es die Arbeit im Freien, das Hantieren mit Spaten und Schaufel im Garten und das Holzschlagen sein, die in wenigen Wochen seine hageren Glieder stählten, aber es war auch ein inneres Gesundheitsgefühl, das ihn so aufrecht schreiten ließ. Die Sonne jedoch bräunte ihm Hände, Armgelenke und Gesicht. Es kam Leben und Stahl in den gebrechlichen Körper.

Lucretia, von dem, was neu in ihm aufflamnte, ein wenig mit fortgerissen, fühlte sich zufriedener denn je. Oft, wenn sie ihre kleinen

Leiden vergaß, überfiel sie der Leichtsinns früherer Tage. Sie schäkerte mit ihrem Manne, spielte ihm mit kindischem Übermut allerlei Streiche und begann ihn zu necken, ob er den Briefträger beachtet habe, den netten Schwarzschnauz. Er mache ihr Augen. Und sie habe gute Lust, ihn ein wenig verliebt zu machen.

Zu anderen Zeiten würde Magnus ihr die Rede vielleicht verwiesen haben, doch jetzt verwirrte ihm Leidenschaft den Kopf, und er lachte mit ihr.

Indessen rückte Lucretias Stunde heran. Vielleicht hatte der böse Herbst sein Teil Schuld daran, daß sie so verzaugt war.

So schön der Sommer gewesen, so häßlich waren die Tage, die ihn ablösten.

Kein Morgen wurde mehr hell. Sie streiften alle nur halb die Nacht ab, und die Tage schleppeten sich durch die Stunden wie Bettler, die in grauen Fetzenkleidern vorüber wankten, jetzt von Stürmen gezaust, jetzt von frostigen Regenschauern durchnäßt, daß sie trieften.

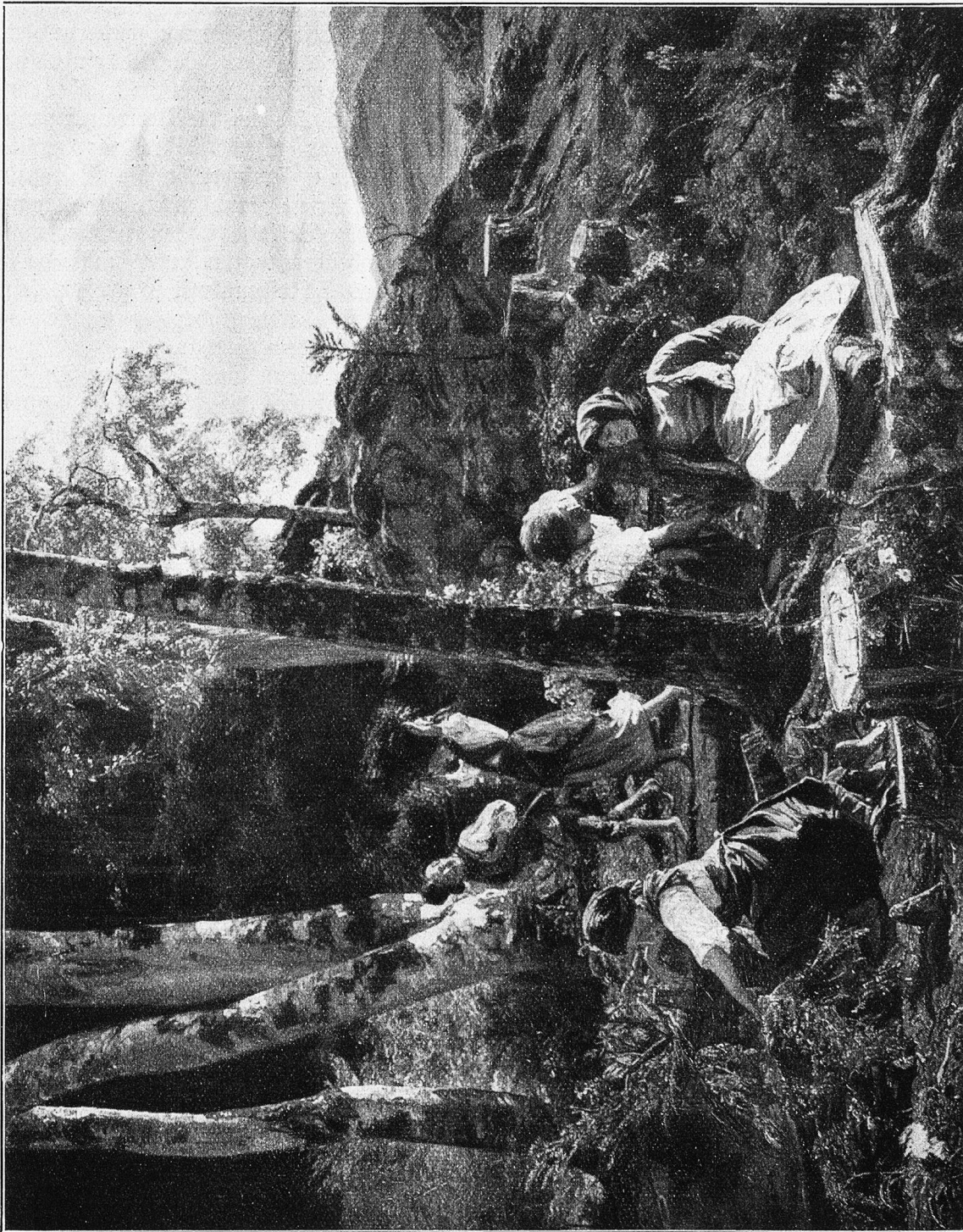
Im Ebnet mußte einheizen, weil es so frostig im Hause wurde. Selbst ihn drückte der Nebel nieder, der jetzt immer sich über dem Hochtal lagerte. Und er hatte Angst um Lucretia. Eine merkwürdige Zerbrechlichkeit besiel sie. Sie war immer zart und zierlich gewesen. Jetzt aber wurden Gesicht und Hände durchsichtig, blaue Ringe lagen unter ihren Augen, und hinter dem Braun ihrer Stirn fiel das Weiß ihrer Schläfen doppelt auf. Sie schlich nur noch mühsam aus der Schlafkammer in die Wohnstube und wieder zurück, an Möbeln und Wänden sich haltend.

Magnus besorgte allein die Haushaltung. Nie ungeduldig, nie müde. Kochen und Wasser schleppen, Stuben sauber halten und Wäsche waschen, alles tat er. Es entwürdigte ihn nicht, denn er tat es nicht wie ein Weibmann demütig und unlustig, sondern mit einer ruhigen, frohen Selbstverständlichkeit und Überlegtheit.

„Trage dir Sorge,“ sagte er zu seinem Weibe oftmals des Tages, stützte sie jetzt und bettete sie dann, brachte ihr eine Stärkung oder setzte sich neben sie, um ihr die schweren Gedanken auszureden.

Da Lucretias Zustand sich verschlimmerte, ließen sie die weise Frau wieder kommen. Die machte diesmal ein bedenkliches Gesicht und riet, einen Arzt zu befragen.

Arzt und Frau standen an einem Novembertage, da aus Regen und Nebel Schnee



Nach einem Gemälde von Ferdinand Georg Waldmüller.

Reißhammer im Wienerwald.

wurde, an Lukretias Lager. Im Zimmer war es düster. Man sah draußen die weißen Flocken aus dem Grau des Nebels schwirren. Sie wirbelten an den Scheiben vorbei, und einzelne setzten sich ans Glas wie ängstliche Vögel, die Einlaß heischen.

Der Arzt und die Frau warteten. Stundenlang lag die junge Frau in Schmerzen. Als die Zeit aber drängte und das Leben der Mutter in Gefahr stand, opferte der Arzt das ungeborene Kind.

So sah Lukretia das kleine Wesen nicht, von dem sie in Qual und Mühsal befreit wurde. Tagelang lag sie selbst wie tot da. Der Arzt kam, und Magnus mühte sich um sie. Manchmal schien es, als wäre ihre Seele dem Körper schon entflohen. Aus einer unsäglich matten Bewegung der Hand, einem Zucken der Lider nur konnte man entnehmen, daß ein Quentlein Kraft noch in den gemarterten Gliedern geblieben war.

Was Magnus Im Obnet für ein Pfleger war! Er hatte einen lautlosen Schritt und Hände so weich wie eine barmherzige Schwester. Er war immer da. Nie brauchte Lukretia nach ihm zu rufen, ihn herbeizuwünschen. Er sprach nicht, weil sie so schwach war, daß selbst der Laut einer Stimme ihr weh tat, aber in seinen braunen Augen stand viel zu lesen, und es mußte gut und wohlthuend sein; denn als die Kranke etwas erstarrte, nahm sie seine Hand und schmiegte ihre Wange daran, als wollte sie ihm danken, und später faltete sie die Finger, als er einmal aus dem Zimmer ging, und es sah aus, als sagte sie mit angstvoller Andacht dem Herrgott: Sieh doch, was er alles für mich tut!

Der Schnee hatte sich jetzt auf Dach und Fensterbrettern eingemistet. Von den weißen Hügeln her fiel eine große Helligkeit in die Schlafstube. Die aber war so jedem Geräusch entrückt, daß Lukretia manchmal dachte, sie sei gar nicht mehr auf der Welt, sondern irgend auf einem überirdischen Eiland gelandet.

Solange die Sonne noch blaß war und ihre Zeit noch kurz, konnte auch die Kranke nicht recht genesen. Aber Neujahr ging vorbei, und vom Himmel schien das Licht länger und heißer. Da antwortete der wachsenden Sonne etwas im Körper der jungen Frau, und neue Wärme strömte durch ihre schlaffen Adern. Sie nahm jetzt mehr Nahrung zu sich und schlief viel, sich kräftigend im Schlafen.

Das waren die Tage, da Magnus an seine Freundin Berta schrieb: „Trotz vieler Angst und Trauer bin ich glücklich, darf mich für ein anderes einsetzen und habe einen Menschen, den ich als ein Stück von mir selber halten kann. Das schreibe ich Ihnen wiederum, weil ich noch immer das herzliche Bedürfnis fühle, vor Ihnen gleichsam Rechenschaft über mich selbst abzulegen, Ihnen, die Vertrauen zu mir gehabt hat zu einer Zeit, da ich zum zweitenmal und als ein Fremder in die Welt kam.“

In dem Briefe stand nicht, daß Magnus in der blonden Berta das Beste sah, was ihm seine Tage beschert hatten, und nicht, daß er während des Schreibens mit so großer, reiner Freude an sie dachte; aber er wußte wohl selbst nicht, daß dem so war.

Aber einen Gruß an die Schwester fügte er noch bei und bat die Berta, ihn auszurichten, weil — jene von ihm selbst ihn wohl nicht annehmen würde.

Der Frühling kam. Die Sonne warf sich zur Weltherrin auf. In Blättern und Blüten brach die Herrlichkeit der Erde hervor. Und mit der blühenden Erde hielt Lukretias Körper Schritt. Ihre Wangen bekamen wieder Farbe. Ihre Arme rundeten sich. Sie schlich und wankte nicht mehr durchs Haus; ihr Schritt wurde immer leichter und vergnügter. Manchmal hörte Magnus sie bei der Arbeit singen und mußte wieder ihre Neckereien erdulden, etwa daß sie sich von hinten an ihn heranschlich, wenn er im Garten werkte, und ihn erschreckte, oder sich wie ein übermütiges Kind vor ihm verbarg und ihn, aus allen Ecken rufend, durchs Haus lockte.

Der Frühling machte auch ihm das Herz jung, und er versuchte mit dem Übermut seines Weibes Schritt zu halten. Sie war ihm immer noch mehr Kind als Frau, obgleich er sie mit aller Mannesleidenschaft liebte. Er behütete sie und, wie er das lang vor der Ehe getan, begann vielleicht ein wenig wieder sie zu verwöhnen. Mit ihrer größeren geistigen Beweglichkeit kam ihr auch die Liebhaberei für schöne Kleider und Schmuckwerk zurück, und Magnus widerstand jetzt nicht immer ihren kleinen Eitelkeitswünschen.

Für jede Gabe dankte sie mit stürmischen Liebesflosungen. Sie wurde überhaupt in ihren Liebesbezeugungen heftiger und sichtlich beflissener. Das war — weil jetzt manchmal ihre Gedanken den Wolken und Winden nach in die

Welt hinausflogen, weil jetzt ein lange vergessenes Bedauern wieder dann und wann sich regte, daß man nicht in diese weite Welt hinauslaufen und wieder einmal etwas anderes sehen konnte als nur die lange, langweilige Straße und die Matten und Hügel ringsum, weil aber das Gewissen sie mahnte, dergleichen Gelüste um Magnus willen zu verwinden.

Der junge Briefträger stand jetzt häufig vor Im Ebnet's Tür, drehte keck den schwarzen Schnurrbart und hatte immer mit Frau Lucretia etwas zu berichten, ob er nun, was selten war, Briefe im „Bächli“ zu bestellen hatte oder nicht.

Auch Lucretia hatte viel unter den Fenstern und unter der Tür zu tun. „Ich mag so gern die Menschen vorübergehen sehen,“ erklärte sie Magnus.

Aber mit dem Sehen allein kam sie bald

nicht mehr aus, sondern begann in einer hungrigen Mitteilbarkeit und einer Sucht nach Neuigkeiten vorbeiziehende Wanderer und Pilger zu grüßen und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Es wurde ein wenig anders im Bächlihaus. Allmählich nur und kaum spürbar. Das Ineinanderaufgehen, das nur Zureinanderdasein des ersten Jahres, die Freude über die Weltentrücktheit und große Stille gingen ein wenig in die Brüche. Die Lucretia wurde ganz unmerklich ein bißchen zum Allerweltseigentum und gehörte tagsüber einer Menge bekannter und unbekannter Leute, die des Weges und mit ihr ins Plaudern oder ins Schäkern kamen.

Magnus Im Ebnet sah zu und dachte an ihre Jugend und daß ihr ihr Recht nicht geschmälert werden dürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Alti Ringe

(Bärndütsch.)

D'Ringe*) ist scho grüüslit alt,
Ußfür het's mänge Spalt;
Sturm um Sturm ist vorbigange,
Sie het alls schön überstange!

Und doch ghört-me Tag für Tag
Us de Eschte d'Läbeschlag:
s'Schicksal bricht zwar nid der Stamme,
Nie, doch nie verheile d'Schramme! — — —

Paul Müller

*) Linde.

Anna Pestalozzi-Schultheß, die Lebensgefährtin Heinrich Pestalozzis.

1768—1815.

Von Emilie Schättli.

Das Elternhaus.

Anna Schultheß, die Tochter des Schultheßens zum Pflug auf dem Rüdtenplatz, war als einzige Tochter mit fünf Brüdern aufgewachsen. Ihr Vater, Joh. Jak. Schultheß, ein angesehenes Kaufmann, der seiner Vaterstadt als Zunftpfleger zur Saffran, als Spitalpfleger und Hauptmann im Regensdorfertal diente, besaß „im Pflug“ eine gutgehende Spezereihandlung und Zuckerbäckerei. Auf Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich hatte er sich schon als Jüngling Welt- und Menschenkenntnis erworben. Den ernstesten Gottesglauben, den er sich gepflegt, suchte er auch in seinen Kindern zu er-

ziehen. Die Mutter, Tochter des Hauptmanns Holzhalb, mochte von den militärischen Anlagen ihres Vaters etwas geerbt haben; sie hielt auf strenge Zucht im Hause. Die erwachsenen Söhne und die Tochter konnten es erleben, vom Tische oder vor die Türe geschickt zu werden, wenn sie den Eltern widerredeten, und der Vater unternahm ohne die Zustimmung der Mutter keine Entschlüsse. Sie war eine tüchtige Geschäftsfrau, die den Besitz schätzte und den ihres Hauses stets zu mehren suchte. „Auf Bewegungen des Gemütes zu sehen, war im Pflug nicht Brauch!“ sagte Anna. Der älteste Sohn, Jakob, wandte sich dem Kaufmannsstande zu;